



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 138.

Donnerstag, 17. Juni

1926.

Edelsteine.

(12. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

Der Staatsanwalt überlegte, seine grauen Augen zusammenkneifend. Doch Dr. Lindenblatt sagte:

„Wenn ein Mensch sich das Leben nimmt, so pflegt er doch vorher, ehe er den entscheidenden Schritt tut, alles aufzuzeichnen, was ihm wichtig dünkt.“

Er wollte noch mehr sagen, aber Dr. Losh unterbrach ihn, sein Gesicht bekam wieder den mephistophelischen Ausdruck:

„Merken Sie denn nicht, Herr Kollege, daß der Herr Kommissar unsere Ansicht von dem Selbstmord nicht teilt? So einfach dürfen die Fäden des Kriminaldramas nicht verlaufen! ... Da ist ja für den bekann-ten Kriminalisten gar kein Raum mehr! ... Aber, liebster Herr Kommissar“, er wandte sich mit mehr Freundlichkeit an Dr. Splittericht, „diesmal müssen wir uns schon mit den klaren Tatsachen zufriedengeben: der Mann hier hat sich erschossen!“

Dabei deutete er mit der Spitze seines überaus schmalen Rasttiefels auf den starren Körper, dessen weißes Gesicht mit den verfallenden Augen und der großen, vorspringenden Nase wie eine Gipsmaske in die Helligkeit des großen Raumes stach.

„Und den Mord? ...“ fragte Dr. Splittericht, „oder vielmehr den Mordanfall — wer hat den be-gangen?“

„Den Überfall? ...“ Dr. Lindenblatt nagte an seiner Oberlippe. „Den Überfall ... ja, hat sich denn der tote de Ruyter wirklich in der vergangenen Nacht in Berlin aufgehalten, Herr Kommissar?“

„Das habe ich festgestellt, Herr Untersuchungsrichter. Der Tote hat tatsächlich die Nacht in Berlin, im Hotel „Zum Schwan“ verbracht. Er ist etwa um einhalb eins zu Bett gegangen und, gegen seine Gewohnheit, schon vor acht Uhr aufgestanden. Der Kellner wunderte sich darüber, daß de Ruyter schon so früh fix und fertig am offenen Fenster stand, die Zigarette zwischen den Lippen, und daß er bei seinem Eintritt heftig zusammenschrak. Von irgendeiner Nachwirkung des Opiats scheint also bei de Ruyter nichts zu merken gewesen sein. ... Im übrigen stimmten seine Angaben: er war gestern nach-mittag in größerer Gesellschaft im Café Metropol und ist dann per Auto hierher gefahren.“

„Das berechtigt allerdings zu der Annahme, daß er einen Helfershelfer gehabt hat“, sagte Dr. Losh.

„Das ändert nichts an der Schuld de Ruyters, der von seinem Komplizen geprellt sein kann. Oder er hat aus Angst vor den Folgen seiner Tat zu der Waffe ge-griffen.“

Der Untersuchungsrichter sprach noch weiter, aber die beiden anderen wandten sich zum Korridor hin, auf dem man schnelle Schritte hörte.

Geheimrat Wildner trat ein, ging, kurz grüßend, bis an die Leiche und sagte:

„Das ist das Ende ... Gott sei Dank, er hat sich und uns eine Menge widerwärtige Arbeit erspart.“

Dr. Losh meinte: „Der Herr Kommissar ist nicht der Ansicht, daß er das beabsichtigte.“

„Wieso?“ Der Geheimrat wandte sich an Dr.

Splittericht. „Sie meinen, er hat nicht selber Hand an sich gelegt?“

Der zuckte die Achseln:

„Jedenfalls ist es nicht bewiesen ... und solange liegt die Möglichkeit vor, daß der Mittäter, das heißt eigentlich der Hauptschuldige sich des unbequemen Mit-wissers entledigt hat, der nebenbei sehr gefährlich für ihn werden mußte.“

„Ich will mir doch mal die Verwundung ansehen“, sagte der Geheimrat.

Der Diener, den Thekla hineingeschickt hatte, räumte den Tisch ab.

Er und der Kommissar legten den Leichnam darauf und entkleideten den Oberkörper.

Der linke Arm des Toten war ganz mit blauen Tätowierungen, alle möglichen Embleme darstellend, bedeckt. Auf der rechten Brust war ein schönes Bild eingest.

Der Staatsanwalt betrachtete all das sehr interessiert, zuckte aber abweisend die Schultern, als Dr. Lindenblatt sagte:

„Nach Lombroso sind das Merkmale des Gewohnheitsverbrechens.“

Geheimrat Wildner, der schon die Wunde an der linken Brust des Toten untersucht, sah auf:

„Sie halten nichts von Cesare Lombroso?“

Der Staatsanwalt verzog nur grinsend den Mund.

„Nun“, sagte Wildner, „ich halte Lombroso für einen der größten Genien der Weltgeschichte ... Wohl eilt er seiner Zeit, die gerade juristisch und psychiatrisch noch im dämsten oder sagen wir besser im dümmsten Nebel steckt, ja, der eilt er um Jahrhunderte voraus ... Aber er ist der Heros einer besseren Epoche, die den Menschen so betrachten wird, wie er wirklich ist ... nicht, wie ihn verstiengene Idealisten und Flausenmacher uns erklären möchten!“

Der alte Gelehrte redete sich in Eifer. Er schloß:

„Ich weiß ja, daß alles hat seinen Zweck! Die Herren Juristen sehen die Welt doch nur durch ihre Paragraphe Brillen!“

Er hatte sich wieder über den Toten gebeugt, hatte seine Sonde aus der Tasche genommen und sie in den Wundkanal eingeführt. Er wurde sehr aufmerksam, sah Dr. Splittericht an und meinte:

„Der Schußkanal geht merkwürdig schräg ... Der Mann mußte den Revolver ganz schief gehalten haben. ... Außerdem fehlt an den Kleidern, an der Wäsche und ebenso auch am Körper jede Brandstelle! Was auch auffällig ist ... bitte, helfen Sie mir doch, den Körper mal umdrehen!“

Der Diener griff zu und brachte den Leichnam aufs Gesicht.

„Da!“ sagte Geheimrat Wildner, auf einen dunklen Fleck unterhalb des rechten Schulterblattes fühlend, „hier sitzt die Kugel! ... Darf ich mal den Revolver sehen?“

Dr. Splittericht reichte dem alten Herrn die Waffe, der eine Patrone aus der Kammer zog:

„Ja, ganz richtig ... ein Bleigeschoß, das trotz der

starken Ladung den Körper nicht völlig durchschlagen hat, sondern unter der Haut stecken geblieben ist. . . Ich bin nämlich Jäger, meine Herren, daher die ballistischen Kenntnisse!"

Dr. Lindenblatt und selbst der Staatsanwalt waren sehr interessiert.

"Und Sie meinen, Herr Geheimrat, eine derartige Wunde kann sich der Tote nicht selbst beigebracht haben?"

Der Chirurg verzog ein wenig seinen weißen Schnurrbart.

"Daß er es nicht kann oder vielmehr nicht gekonnt hätte, Herr Staatsanwalt, das will ich nicht sagen. . . Aber bei dieser in einem völlig spitzen Winkel zur Körperdiagonale verlaufenden Schußrichtung ist ein Selbstmord sehr unwahrscheinlich. Auch pflegen die Leute, die sich das Leben nehmen und natürlich doch des Erfolges möglichst sicher sein wollen, für gewöhnlich die Waffe nicht so weit vom Körper abzuhalten. Bei sechs oder acht Zentimeter Mündungsentfernung — ich habe mich für derartige Dinge bei den Kriminalprozessen immer sehr interessiert —, also bei annähernd einem Dezimeter Entfernung vom Körper ruft der Schuß, besonders aus einer stark geladenen Waffe, immer noch Verbrennungsercheinungen hervor. Aber selbst darüber würde ich weggehen. . . wenn. . . wenn nicht diese ganz unmotivirte Schußrichtung wäre. Hier, bitte, sehen Sie doch, quer durch den Oberkörper! Wenn die nicht wäre. . . Was meinen Sie, Herr Doktor?"

Dr. Splittericht zögerte, als wollte er den beiden anderen Herren erst Zeit und Gelegenheit geben, ihre Ansicht zu äußern. Die schwiegen aber. Deshalb sagte er: "Ich glaube, der Helfershelfer de Ruyters ist heute nacht wieder hergekommen. Sei es, daß es sich nur um die Teilung der Beute handelte, oder, wie ich nach dem Tasten an der Boudoirtür fast vermute, daß er da noch etwas anderes vorhatte. Dann haben sich die beiden in de Ruyters Atelier auseinandergesetzt und dabei hat der Komplize nach einem wahrscheinlich längst gefakten Plan de Ruyter erschossen. . ."

Dr. Splittericht atmete tief. Nicht, daß ihm das Sprechen Mühe machte. Aber er empfand das viele Reden selbst als überflüssig.

"Sie meinen also", sagte der Staatsanwalt, der bei all seiner Negation doch ein scharfer Kopf war, „der andere hat sich de Ruyters nur als Werkzeug bedient. Sie meinen, er hätte von vornherein beschloßen, ihn auszuschießen, sobald er seinen Dienst getan hatte. . .“ „de Ruyter muß also ein ziemlicher Dummkopf gewesen sein“, warf Dr. Lindenblatt ein, „daß er das nicht vorausgesehen hat!“

"Na, hören Sie mal, Herr Kollege! Daß sie ermordet werden sollen, das sehen nur die wenigsten Menschen voraus!"

"Aber das meine ich doch auch nicht! . . . Die Folgen! . . . An die Folgen seiner Mittäterschaft hätte de Ruyter doch denken müssen!"

"Er hätte mit dem Alibi kaum verhaftet werden können!"

"Aber das Opiat?"

"Das nachzuweisen, ist dem Herrn Kommissar nur durch einen Zufall gelungen! Wenn das Glas nicht zerbrochen wäre, würden wir nichts davon wissen."

Der Geheimrat hatte den Körper mit dem hellgrauen Jacket zugedeckt. Er sagte:

"Ich werde ihn morgen abholen lassen. . . wenn die Gerichtsbehörde einverstanden ist. . . Sie wissen wohl, Herr Staatsanwalt, daß ich für den Ort auch die Totenschau habe. . . Ja, die Herren streiten sich über de Ruyters Erfolgsmöglichkeiten. Die waren ohne den Nachweis des Opiats und die Auffindung des Alexandrits in seinem Schlafzimmer nicht so gering. Aber wovon wir ausgegangen sind und was mir vorläufig am wichtigsten erscheint, ist doch die Frage: hat de Ruyter Selbstmord begangen oder ist er erschossen worden? — Und da neige ich mit Herrn Dr. Splittericht, wie gesagt, ganz zu der letzten Annahme. Ich bin auch der Ansicht, daß der zweite Verbrecher, der ja ein ausgemachter Teufel sein muß, der geistige Urheber des ganzen Mordplanes ist. . . denn alle Veranlassung hatte er ja zu

dieser zweiten Bluttat! . . . Offenbar hat der Mörder sein Opfer überrumpelt! . . . Sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Herr Doktor?"

"Vollkommen, Herr Geheimrat! Ich stelle mir die letzte Tat etwa so vor: der zweite Verbrecher hat, während die Beute geteilt werden sollte oder sonst bei einer Gelegenheit den Moment abgewartet, wo de Ruyter ihm den Rücken zudrehte. . . In diesem Moment hat er den Revolver gezogen, um dann in dem Augenblick, wo sich ihm Wolf Start wieder zuwandte, loszudrücken. . ."

Der Staatsanwalt nickte:

"Sehr wahrscheinlich! . . . Ihn von hinten niederschließen, das wollte der Komplize nicht, weil dann die Fiktion des Selbstmordes fortgefallen wäre."

"Womit", fiel der Untersuchungsrichter ein, „er uns aber auch nicht täuschen konnte, wie es sich jetzt erwiesen hat! Denn. . ."

"Aber, lieber Herr Kollege!" Dr. Losch kratzte sich in komischer Verzweiflung hinter dem Ohr. „Sie rennen doch immer nach der entgegengesetzten Seite. . .!“

"Wieso?"

"Weil es doch darauf gar nicht ankommt!"

"Aber hören Sie mal, lieber Losch!"

"Nein, ich höre jetzt nicht mehr! . . . Es ist nach zwei Uhr, und für mich hat so spät nur das Interesse, was unbedingt zur Sache gehört! Das ist aber, wie der Herr Kommissar es vorhin nannte, die zweite Tat, der höchstwahrscheinliche Mord des Unbekannten an de Ruyter! . . . Ich sehe jetzt mit den anderen Herren ganz klar: de Ruyter hat die Kugel erhalten in dem Moment, wo er sich umdrehte. Daher die schräge Richtung und das gänzliche Fehlen von Brandmalen an de Ruyters Kleidung und Körper. . . Ja, bester Kollege, ich verstehe Ihr skeptisches Gesicht! Sie wollen sagen: Was nützt alles das, solange wir den Doppel-mörder nicht haben! . . . Und da meine ich, heute nacht werden wir ihn wohl nicht mehr fangen! Ich bin jedenfalls zu müde dazu!"

"Ich eigentlich auch", sagte Dr. Lindenblatt. Der Staatsanwalt hatte ihm die Hand gereicht, und das hatte ihn rasch versöhnt.

"Und daß ich mich den geehrten Herren Vorrednern anschließe, wird man bei meinem Alter begreiflich finden!" sagte der Geheimrat. (Fortsetzung folgt.)

Der Geigenmacher-König.

Erzählt von Max Karl Böttcher.

Leuchtend grün schimmerten die Matten zu Tal, und wie die Bergeshänge so grün fluteten auch das Innstroms Wellen am Flecken Abjam vorbei, der unweit der Salinenstadt Hall sich am Flusse hinstreckt.

Am Weidengestrüpp des Innufers saß Jakob Stainer, der Hüterbub des Ortes. Er hatte sich nach langer, forsjamer Prüfung ein Duzend kräftiger Weidenruten geschnitten, belospte sie nun auf dem Knie mit dem schweren Holzschaft seines Schnitmessers, so daß sich die Schale der Rute leicht vom Holzstern löste, und so machte er sich mit Geschick und Eifer viele kleine Weidenpfeifen, stimmte sie mit lauschendem Ohre gut ab und eilte dann glückstrahlend in das Dorf. Am Anger hatten die Häusler und Kleinbauern ihre Geigen zusammengetrieben, die nun das zwölftjährige Jakoble hinauf zur Alm treiben mußte, um sie dort zu betreuen und sie von Futterplatz zu Futterplatz zu führen.

Eines Tages schritt der Pfarrer des Ortes durch das Gebirge. Die Talsorgen, besonders die Schreden des noch immer in deutschen Landen wütenden ewigen Krieges, jenes unseligen Sengens und Brennens und Raubens und Mordens, den die Geschichte später den Dreißigjährigen taufte, diese Talsorgen hatten den gütigen, alten Pfarrer einmal in die Berge getrieben, um in deren ewigen Frieden Erholung von der Unrast der Zeit zu finden. Da, als er in die Nähe der Dorfweidenläse kam, berhielt er den Schritt. Eine dünne, aber feine und melodische Musik drang an sein Ohr, so, als ob ganz, ganz leise Orgelklänge ertönten. Er trat näher — und wen sah er?! Den Hüterbub von Abjam, den kleinen Jakob Stainer. Der Junge saß unter einer Latschenkiefer im Schatten, hatte sich an den Stamm des Baumes gelehnt, die Knie hochgezogen und blies auf einigen gut abgestimmten Weidenpfeifen diese feine, klare und doch so melodische Weise. Jetzt klopfte er

sein Naturinstrument aus, und in dieser Pause trat der Pfarrer zu ihm.

„Grüß dich Gott, Jakob! Das ist ein schöner Zeitvertreib, den du dir machst. Wer hat dich denn gelehrt, so schöne Musik zu blasen?“

„Gott zum Gruß, Herr Pfarr!“ Der Bub stand auf, glüht vor Freude ob des Lobes seines Leutpriesters, und fuhr dann fort: „Und gelehrt hat mich die Musik selber, Herr Pfarr, die kann ich allweil schon immer, so lang ich denken mag.“

„So — so! Da bist halt ein musikalisch Babel. Sag, wie alt bist du eigentlich, Jakob?“

„Im Juli 1627 war ich geboren, werde also in Bälde dreizehn Jahre!“

„Schon so alt. Und was möchtest wohl werden, Bub?“

„Ach, Herr Pfarr, unserens wird doch nix! Ein Gaibub werde ich bleiben mein Lebtag. Ihr wißt doch, Herr Pfarr, mein Vater ist Kärner bei der Herrschaft und wir sind neun Kinder.“

„Um, freilich weiß ich das! Aber um deine Musikkunst wäre es schade! Bist doch auch sonst ein beller Kopf, Jakob. Hör, Bub, da fällt mir etwas ein. Drunten in Innsbruck an der Sebalduskirche habe ich einen Freund, dessen Schweltermann ist ein Orgelbauer. Möchtest nicht zu dem in die Lehre und das christlich und ehrbar Handwerk der Orgelpfeifenmacher lernen?“

„Aber freilich möcht ich das, Herr Pfarr“, stotterte der Bütterlinge vor Freude und Glück.

Der Pfarrer verschaffte tatsächlich dem Buben im nächsten Jahr in Innsbruck beim Orgelmacher eine Stelle als Lehrling. Gar geschickt stellte sich Jakob Stainer an, jedoch er war zu schwach zu dieser schweren Arbeit. Die wichtigen zinnernen Orgelpfeifen zu heben, zu tragen und zu halten und auch das anstrengende Treten der Luftbälge zur Orgel vermochte der schwächliche, unterernährte Bub aus Abjam auf die Dauer nicht zu leisten. Er wurde krank, und der Innsbrucker Meister schickte ihn kurzerhand wieder heim. Aber der wadere Pfarrer wußte neuen Rat.

„Das Orgelbauen ist halt doch zu schwer für dich, Jakob! Wie wäre es, wenn du unter die Lautenmacher und Geigenbauer gingst. Du hast eine weiche, kunstfertige Hand, verstehst das Schnitzmesser zu führen wie selten einer und hast feines Gehör und musikalischen Sinn. Das alles gehört zur Geigenmacherkunst. Und ich wüßte einen Geigenmacher, der ist der berühmteste, den es ists gibt auf Erden, heißt Nikolaus Amati.“

„O, Herr Pfarr, den Namen habe ich oft gehört in Innsbruck im Hause meines Meisters.“

„Siehst du, Bub, und den Amati lernst ich einst kennen auf einer Pilgerfahrt zum Heiligen Vater in Rom. Er nimmt dich sicher in seiner Werkstatt auf. Aber, aber — jetzt spann die Ohren, Jakob! Weit weg ist's und nicht mehr in deutschen Landen, wo Herr Nikolaus Amati schafft.“

„Ich weiß, Herr Pfarr! Im Besschen drüben ist's, in Cremona.“

„Und kriegst kein Heimweh, meinst du?“

„Um, Herr Pfarr, ohne Heimweh geht es nimmer ab. Aber wenn man bei Herrn Amati die Geigenbauerkunst erlernen kann, muß man halt auch das Heimweh ertragen.“

Und wenige Wochen später reiste der Jüngling, mit einem warmen Empfehlungsschreiben seines Pfarrers ausgerüstet, ins Besschland ab, zu Fuß natürlich, den Wanderstab auf dem Rücken, ein Brot und einen Käs und einen Sack darin und ein paar Heller im Sack.

Er hatte Glück. Der berühmte Geigenmacher Nikolaus Amati in Cremona nahm das frische Büschlein mit den hellen, klaren Augen in seine Werkstatt auf, und weder Meister Amati selbst noch der Tiroler Bütterbub ahnten in dieser Stunde, daß dieser Eintritt Jakob Stainers in des berühmten Cremonesers Werkstatt ein für die Musikgeschichte unwürdiger Tag sei. Denn Jakob Stainer wurde nicht nur der bedeutendste Schüler Amatis, der seinem Meister im Geigenbau zumindest gleich wurde, sondern der auch die Geigenmacherkunst nach Deutschland verpflanzte und dadurch die Tiroler Alpenländer eine ganz neue Industrie schuf, die Tiroler Alpenländer Brot und Wohlstand brachte und die in Mittenwalde, dem oberbayerischen Grenzort, eine geradezu heimische Heimstätte fand.

Nikolaus Amati erkannte bald, welche außergewöhnliche hohe Begabung sein jüngster Lehrling für die Kunst des Geigenbaues mitbrachte. Vor allem die weiche und doch feste Hand, das Wichtigste des Holzschnitzers, ferner den feinen und angeborenen Sinn für schönen, reinen, edlen Ton — das waren die Eigenschaften, über die Jakob Stainer in hohem Maße verfügte.

Schon nach wenigen Monaten nahm Nikolaus Amati den Jüngling in sein Meisterstübchen und lehrte ihn die Feinheiten des Geigenbaues, machte ihn mit allerhand Kniffen

vertraut, zeigte ihm die Auswahl des besten Holzes und seine Bearbeitung, besonders die wichtige Herstellung der Resonanzböden und gewölbten Decken der Geige, und der Tiroler lernte und fasste so schnell, daß er bald selbstständig zu arbeiten vermochte. Die von ihm in Amatis Werkstatt und unter des Meisters Aufsicht hergestellten Violinen waren den von Amati selbstgeschaffenen gleichwertig und wurden vom Meister ohne Bangen signiert und gingen für teureres Geld als echte Amati in die Welt hinaus. So wurde Jakob Stainer für den Cremoneser Geigenbauer ein fast unentbehrlicher Mitarbeiter, und der berühmte Meister hätte den Tiroler gern für immer an sein Haus gefesselt. Aber Jakob litt an Heimweh, seit Jahren krankte sein Herz an Heimweh. Sein Innat, seine heimatischen Berge, die herbe Schönheit seines Jugendlandes lockten und riefen ihn heim. Meister Amati machte ihm die lödendsten Angebote, ja, er bot ihm seine Tochter zum Weibe an, aber Stainer wollte heim und lehnte bescheiden, jedoch bestimmt ab. Und um sich nicht — weil er sehr weich und autmütig war — von dem verehrten Meister doch noch überreden zu lassen, floh er sogar heimlich des Nachts aus Cremona und wanderte zunächst nach Venedig, wo der damals gleichfalls berühmte Geigenbauer Vimercati seine Werkstatt hatte. Bei ihm trat er als Geselle ein, um noch schnell dessen Art des Geigenbaues kennen zu lernen, verblieb aber nur kurze Zeit, dann litt es ihn nicht länger in der reichen Lagunenstadt. Bereits nach wenigen Wochen schnürte er von neuem sein Bündel und kehrte nach seiner Tiroler Heimat zurück. Er gründete hier eine Werkstatt, die bald — für damalige Zeit gerechnet — Weltruf erlangte. Sein Wohlstand mehrte sich, er heiratete Margaretha Holzhammer, welche ihm neun Kinder, einen Knaben und acht Mädchen, schenkte.

An den Fürstenthöfen und Bischofsstühlen schätzte man bald Jakob Stainers wunderbare Instrumente. Im Oktober 1658 ernannte ihn der Erzbischof Ferdinand Karl, Graf von Tirol, zu seinem Hofgeigenmacher, und 1669 wurde er sogar vom Kaiser Leopold I. zum Hofgeigenmacher ernannt. Viele, viele junge Tiroler bildete Jakob Stainer in seinen Werkstätten aus und gründete so, wie bereits vorher erwähnt, im Alpenlande einen ganz neuen Erwerbszweig, der dort hier und da bis zum heutigen Tage ausgeübt wird.

Jakob Stainers Geigen waren von einem Wohlklang, von einer Fülle des Tones, wie kaum andere Instrumente. Zahlreich studierte der Meister einen Baum, ehe er ihn für würdig befand, zum Bau seiner Geigen zu dienen, und nur die ältesten, am Stumpf bereits absterbenden Bäume erkor er als Holzspender für seine Werkstatt. Besonders die an den Gebirgshängen seiner Heimat gut gedeihenden Haselbüschlein lieferten das Geigenholz. Jakob Stainers Violinen, von denen noch heute einige erhalten sind — Paganini besaß zwei — erkennt der Instrumentensammler besonders an dem etwas breiteren, kürzeren Körper und der hohen Wölbung der Decke. Die Farbe der Geige, also der Lack, war meist rotgelb, der Hals endete oft nicht in der bei anderen Geigen gewohnten Schnecke, sondern in einem zierlich geschnittenen Löwentopfschen. Der Ton der Stainerschen Geigen hat etwas Weiches, Blütenartiges, und das Instrument eignet sich deshalb für sehr große Konzertsäle nicht besonders. Der heutige Wert einer echten Stainer-Geige ist unermesslich. Einer der besten Schüler und Lehrlinge Jakob Stainers war ein junger Bursche aus Mittenwalde namens Egidius Klok. Dessen Instrumente standen denen seines Meisters kaum nach. Er lehrte, nachdem er bei Stainer ein tüchtiger Geigenmacher geworden war, in seine Heimat zurück, nach Mittenwalde, und gründete dort eine eigene Werkstatt, und sein Sohn Mathias Klok, der des Vaters Kunst erlernte, errichtete dann eine Geigenmacherschule und rettete dadurch Mittenwalde vor der Verarmung. Das kam so: Die Venediger Kaufleute hatten seit Jahren in Mittenwalde eine Warenaiederlage all ihrer Handelsgüter eingerichtet, um den nordischen Kaufleuten den weiten Handelsweg bis nach Venedig zu kürzen. Dadurch kam Wohlstand nach Mittenwalde. Möglicherweise verlegten die Venediger diesen Handelsplatz nach Vosen — wo er schon früher einmal gewesen war — und mit einem Male stand Mittenwalde verödet und verlassen im Hochgebirge. Da schuf Mathias Klok seinen Landsleuten durch die Geigenmacherkunst einen neuen Erwerbszweig, und noch heute sind die Geigenmacher von Mittenwalde bekannte Instrumentenbauer.

Und Jakob Stainer, der König der deutschen Geigenmacherkunst? Was wurde aus dem?

Er wurde nicht alt. In den letzten Jahren seines Lebens verfiel sein Geist in Unmuthung, und im Irrenstern starb er im Jahre 1683, erst 62 Jahre alt. Die berühmtesten italienischen Geigenmacher Amati und Stradivario hat er in ihrer Kunst erreicht, aber sämtliche deutsche Geigenbauer bis zum heutigen Tage hat er übertroffen.



Erfindungen, die uns fehlen.

Von Ernst Trebesius.

Die Verhütung von Gasvergiftungen. — Die Bekämpfung der Seekrankheit. — Elektrizität direkt aus Wärme.

Wohl auf keinem anderen Gebiet menschlicher Erfindertätigkeit hat unsere Zeit eine so reiche Fülle von Vorschlägen gebracht, wie auf dem der Verhütung unbeabsichtigter Gasvergiftungen. Bei Durchsicht der Patentschriften findet man Duzende von Neuerungen — es mögen gut über ein halbes Hundert sein — denen das Patentamt seinen Segen erteilte. Alle diese Vorschläge befassen sich mit dem sehr erstrebenswerten Ziel, das Ausströmen von Gas bei erloschener Flamme zu unterbinden, und damit die in letzter Zeit leider so vielfach auftretenden unfreiwilligen Gasvergiftungen zu verhindern. Die Mehrzahl dieser Neuerungen stammt aus der Nachkriegszeit, und hier ist es besonders das Jahr 1923, das die größte Anzahl technischer Vorschläge zur Bekämpfung des Übels gebär. Deutlich kann man beim Studium dieser Vorschläge die betrübliche Wahrnehmung machen, daß die Erfinder beim Grübeln in den Kardinalfehler verfielen, den Boden der nüchternen Wirklichkeit zu verlassen, um ihr Ziel, koste es was es wolle, zu erreichen. Resultat: sehr brauchbare Vorschläge, die jedoch der hohen Herstellungskosten wegen keinen Fabrikanten verleiten können, die Erfindung zu verwerten. Ein Mechanismus z. B., der einen durch Quecksilber angetriebenen Kolben in einem Zylinder vorstellt, der durch einen Schieber nach Art einer Dampfmaschine gesteuert wird, mag den erstrebten Zweck auf jeden Fall erreichen, doch als Massenartikel, den sich auch der kleine Mann leisten kann, kommt dieser Vorschlag nicht in Frage. Weit praktischer hat eine Frau, eine Berlinerin, die Aufgabe angefaßt. Ihre Erfindung sieht einen einfachen Ausdehnungskörper vor, der über der Gaslampe angeordnet ist. Bei brennender Lampe dehnt sich dieser Körper durch die strahlende Wärme aus und hält den Gasbahn geöffnet. Verschwindet die Flamme ohne Zutun des Lampenbesitzers, so zieht sich der Körper zusammen und verschließt automatisch den Gashahn. In der Theorie! Die böse Praxis hat leider immer ihren Kopf für sich, und an der Sprödigkeit der Materie mögen bisher alle Vorschläge gescheitert sein. Denn noch fehlt die wirklich brauchbare Erfindung, die unter allen Umständen sicher funktioniert, nur einige Mark im Handel kostet und sich nachträglich mit geringen Kosten an allen im Gebrauch befindlichen Gaslampen und Gaskochern anbringen läßt.

Mit gleich negativem Erfolg haben die Erfinder bisher auch das Gepest der Seekrankheit zu bannen gesucht. Man muß diesen fürchterlichen Zustand schon am eigenen Körper gespürt haben, um die Schrecknisse, die das Wort Seekrankheit in sich birgt, voll verstehen zu können. So ist es zu verstehen, wenn auch dieses Gebiet einen großen Ansporn für die Erfinder bildete, und sich die Grübeleien darüber zu Patentanmeldungen verdichteten, die zum Teil auch geschützt wurden. Mit verhältnismäßig einfachen Mitteln versuchten es diejenigen, die in einer blauen Brille, oder einem Bindegürtel die Zauberkräfte vermuteten, die den durch das Schlingern und Stampfen des Schiffes aus dem Gleichgewicht gebrachten Magen beruhigen könne. Wesentlich komplizierter sind schon die Schlingerbetten und Sitzmöbel, die an zwei wagerechten Achsen aufgehängt sind und deshalb in jeder Lage des Schiffes ihre wagerechte Lage innehalten. Ein Patent sieht sogar für jedes Bett einen Elektromotor vor, dessen Arbeit der Schlingerbewegung des Schiffes entgegenwirken soll. Auch das Gyoroskop, ein schnellumlaufender Kreisel, wie er zum Geradelauf eines Torpedos, zur Aufrechterhaltung der Einschienenbahn usw. Verwendung fand, wurde von einem Erfinder herangezogen. Bedeutend schärfere Beobachtung der Ursachen der Seekrankheit verraten eine deutsche und eine englische Erfindung, die den empfindlichen Passagier der auf- und niedergehenden Bewegung des Schiffskörpers entziehen wollen, wie sie bei kleinen Fahrzeugen schon bei geringerem Wogengang auftritt. Wer einmal bei Windstärke 5 bis 6 auf einem der kurzen, gedungenen, Bäderdampfer nach Helgoland „geritten“ ist, wird dieses unaufhörliche Auf und Ab, wie es jede Woge mit sich bringt, noch in lebhafter Erinnerung haben. Der fundige

Reisende trotzt den Elementen in der Weise, daß er hinauf auf die Kommandobrücke flattert, und hier, das Spiel der anrollenden Wogen immer im Auge, durch abwechselndes Kniebeugen und Strecken des Körpers dem Wellengang entgegenarbeitet. Hier setzen die beiden Erfinder den Hebel an, als sie sich einen auf- und niedergehenden Fahrstuhl, bezw. solche Stübbänke schlißen ließen. Das Kniebeugen und Strecken des Menschen soll eine Vorrichtung übernehmen. Wenn z. B. der Bug des Schiffes von einem Wellenberg hinab ins Wellental gleitet, soll der Fahrstuhl nach oben gehen, beim Hochgehen des Bugs hingegen abwärts gleiten.

Seit Seebeck vor mehr als hundert Jahren die Thermoelektrizität entdeckte, haben sich die Techniker immer wieder damit beschäftigt, Elektrizität direkt aus Wärme, also unter Ausschaltung der bisher benötigten Dampferzeuger und Kraftmaschinen, zu erzeugen. Bisher wollte dies jedoch noch nie gelingen. Die Thermoelektrizität tritt bekanntlich dann auf, wenn die eine Längsstelle zweier zusammengefügter Metallstreifen, z. B. Kupfer und Bismut, erwärmt wird. Der dabei auftretende Thermostrom ist freilich derart schwach, daß man diese Thermoelemente bisher lediglich als Voltmeter zum Messen hoher Temperaturen verwenden konnte. Neuerdings hat nun W. Paul den interessanten Versuch unternommen, den thermomagnetischen Generator trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten zu verwirklichen, indem er von der Tatsache ausging, daß Eisen und andere magnetische Stoffe ihre magnetische Leitfähigkeit mit zunehmender Erwärmung mehr und mehr verlieren. Wenn z. B. aus einem ringförmig geschlossenen Eisentern, in dem ein Hilfsstrom ein magnetisches Feld erzeugt, ein Stück herausläßt und dafür ein Stück eines anderen Stoffes, dessen Magnetismus gegen Temperatureinflüsse besonders empfindlich ist, eingefügt wird, dann muß bei Erwärmung der eingefügten Stelle die Kraftlinienzahl des ringförmigen Eisenterns abnehmen. Diese Veränderung der Kraftlinienzahl wird sich in einer zweiten Spule, die in geeigneter Weise um den Eisentern gewickelt ist, als Stromstoß bemerkbar machen. Bei Abkühlung müßte ein entgegengesetzter Stromstoß auftreten. Durch schnell aufeinander folgendes Erwärmen und Abkühlen müßten somit periodisch wechselnde Stromstöße, also ein Wechselstrom entstehen. Auf diese anscheinend einfache Weise wäre die Möglichkeit gegeben, Elektrizität direkt aus Wärme zu erzeugen. Auch hier steht die Praxis der Umkehrung der Idee ganz außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Ob diese jemals überwunden werden können, und ob dieser thermomagnetische Generator den Wirkungsgrad der bisherigen Kraftmaschinen erreichen oder gar noch überbieten wird, vermag heute noch niemand voraussagen. Gelingt die Lösung dieses Problems, dann haben wir die ideale Kraftmaschine, die eine ungeahnte Umgestaltung unserer Elektrizitätsversorgung mit sich bringen würde.

Hochhaus und Pyramidenform.

Amerika und Hochhausbau sind beinahe zwangsläufig gekuppelte Begriffe für uns geworden. Ob wirklich eine Berechtigung für jene Riesenbauten besteht oder ob sie nicht vielmehr als Reklamewerke anzusehen sind, kann dahingestellt bleiben. Für unsere Verhältnisse kommt wohl nur der Zwang in Frage, den immer teurer werdenden Grund und Boden an den Brennpunkten der Großstädte dadurch auszunützen, daß man ein paar Stockwerke mehr als bisher aufsetzt. Da die Sonne in dem unter der Breite von Neapel liegenden New York ziemlich steil einfällt, gelangt sie dort auch bei sehr hochragenden Häuserreihen immer noch bis auf den Grund der Strassenschuchten hinab. Die nur als Auswüchse zu wertenden neueren Hochgebäude drüben ahmen aber schon in gewissem Sinne in ihrer Verzückung nach oben einen pyramidenförmigen Aufbau nach, um dadurch den Einfallswinkel für die Sonnenstrahlen zu vergrößern. Obgleich der Breitenunterschied zwischen New York und Berlin nur etwa 12 Grad beträgt, macht sich der schrägere Einfall des Sonnenlichts bei uns doch schon sehr geltend. Man wird daher bei uns wohl nicht viel über 10 Stockwerke hinausgehen, und selbst dann schon die oberen Teile des Bauwerks terrassenartig zurücktreten lassen. Den Unsinn einer Bauweise, die zwingt, in den Hochhäusern den ganzen Tag Licht zu brennen, beginnen die Amerikaner jetzt sogar selbst einzusehen.